

Das Gordon Bennett-Rennen.

Nur noch wenige Tage trennen uns von dem größten Ereignis im automobilistischen Sportleben, von dem Tage, für welchen seit Monaten Hunderttausende von Menschen rastlos im Wettbewerb um die Vervollkommnung der Automobil-Technik gearbeitet haben, von dem Tage, der im friedlichen Wettstreit die größten Nationen des Erdballs an der Saalburg versammeln wird. Dieser Kampf um die Palme der Vorkönigin auf dem Gebiete unserer modernsten Industrie ist nicht zu vergleichen mit einem „Automobil-Rennen“, das lediglich vom sportlichen Geiste befeuert ist, sondern dieser Kampf und der Ausgang desselben ist von der weittragendsten Bedeutung für die Industrie desjenigen Landes, dem es gelingt, durch Fleiß und Arbeit den Beweis zu erbringen, daß es an der Spitze dieser internationalen Industrie marschiert.

In diesem Sinne hat Hr. Gordon Bennett, der Besitzer des „New-York Herald“, im Jahre 1899 dem Automobile-Club de France den Wanderpreis gestiftet, den die beiden ersten Male Frankreich, das dritte Mal England und das vierte Mal Deutschland (Zusatz auf 60 P. S. Mercedes der Daimler-Werke Cannstatt) gewann; da nach den Bestimmungen der Ausschreibung der Preis immer in demjenigen Lande verbleiben muß, das ihn gewonnen hat, so kommt eben das diesjährige Gordon Bennett-Rennen in Deutschland zum Austrage.

Es war nicht leicht gewesen, eine geeignete Strecke für dieses Rennen zu finden, aber nach vielen Erwägungen und Probefahrten entschloß man sich für unseren schönen Taunus, unterstützt von dem Entgegenkommen der Regierung und dem Interesse, das der Kaiser der Sache entgegenbrachte. Start und Ziel liegen direkt an der Saalburg, zwischen den zu beiden Seiten der Straße amphitheatralisch errichteten Tribünen; die Wegstrecke beträgt 137,5 km und führt über Wehrheim, Uffingen, Weilburg, Limburg, Idstein, Elch, Königstein, Oberursel und Homburg. Da nach den Bestimmungen die Entfernung mindestens 550 km betragen soll, so muß die Taunusstrecke demnach viermal abgefahren werden. Gemeldet haben 7 Länder: Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich, Belgien, Italien und die Schweiz, so daß, da von jedem Lande 3 Wagen in das Rennen kommen, im ganzen 21 Wagen, in Zwischenräumen von 5 Minuten starten werden.

Das internationale Leben und Treiben, das sich an diesem Tage an der Saalburg abspielen wird, dürfte wohl ein Schauspiel bieten, wie es bis heute bei keiner Gelegenheit und in keinem Lande gesehen worden ist. Dadurch, daß der Kaiser sein Erscheinen

bestimmt zugesagt hat und dadurch, daß auch Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers, der Kronprinz, der König von Württemberg, die Großherzöge von Hessen und Mecklenburg-Schwerin, Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Prinz Joachim Albrecht und Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen u. a. ihr Kommen angemeldet haben und noch weitere ausländische Fürstlichkeiten erwartet werden dürften, dadurch erhält der 17. Juni noch ein ganz anderes Gepräge und wird auch in nicht-sportlicher Beziehung ein Ehrentag in der Geschichte unserer Taunusgegend werden. Wie gesagt, wird sich das ganze Leben um die Saalburg konzentrieren, wo von Hrn. Weheimen Baurat Jacobi zwei große Tribünen zu beiden Seiten der Straße zu 2500 Sitzplätzen à 50 M. errichtet werden, die durch einen Tunnel mit einander verbunden sind; 3 Musikkapellen konzentrieren dort den ganzen Tag und der Restaurationsbetrieb ist angehalten, sich auf Verpflegung von etwa 20- bis 30000 Besuchern einzurichten. Es werden dort ferner 10 Telefonstellen angebracht, die ständig Nachrichten von der Rennstrecke bringen und mit allen Ortschaften in Verbindung stehen; die Gesellschaft für Telegraphie ohne Draht, System Arco Slaby, errichtet ebenfalls eine Station auf der Saalburg mit Zweigstellen in Gräfenwiesbach und Neuhof.

Was die Geschwindigkeit der Wagen im allgemeinen und im besonderen vor, auf und hinter der Saalburg anbetrifft, so wird sich der Laie schwer einen Begriff davon machen können, am wenigsten, wenn die Wagen den Berg hinabfahren; denn ob da 100 oder 150 km erreicht werden, kann niemand beurteilen, da er dazu eben gar keine Zeit hat. Man darf aber wohl annehmen, daß die Wagen die Saalburgstraße hinauf ein Tempo von etwa 90 km erreichen werden, das zwischen den Tribünen auf etwa 100 bis 110 und in der Nähe des letzten Podiums wohl auf 140 oder mehr kommen dürfte. Vergleichsweise sei nur hier erwähnt, daß es in Deutschland wenige Schnellzüge gibt, die eine Geschwindigkeit von 90 km erreichen und das nur stellenweise. Es ist natürlich begreiflich, daß man bei diesen Tempi und bei der geringsten Staubeentwicklung keinen Wagen jedem der beteiligten Länder eine Farbe für ihre Wagen vorgeschrieben. Bei einer trockenen Jahreszeit würde selbstredend durch die enormen Geschwindigkeiten der sich in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen folgenden Wagen ganz enorme Staubmassen aufgewirbelt werden und dieser Umstand müßte die größte Gefahr für die folgenden Wagen bilden; um

dieselbe abzuwenden und um auch andererseits die Bewohner der zu passierenden Ortschaften und die Zuschauer auf den Saalburgtribünen von dieser Staubplage zu schützen, werden sämtliche Orte, Kurven und die Straßen im Saalburggelände mit Del-Bestrumit — besprengt, ein Verfahren, das sich jetzt an der Riviera ganz glänzend bewährt hat.

Auf der ganzen Rennstrecke wird die Absperrung so scharf wie denkbar durchgeführt und bedarf es hierzu begreiflicherweise eines ungeheuren Personals und einer nicht minder ungeheuren Vorarbeit. An irgendwie zweifelhaft erscheinenden Stellen sind Militär-Wachposten aufgestellt; insgesamt beläuft sich ihre Zahl auf 3200. Etwa 120 Radfahrer übernehmen die Führung der Rennfahrer durch die neutralisierten Orte. Außer dieser Schaar sorgen noch eine Anzahl Aufseher, Gendarmen und Signalposten für Ordnung. Wege, die auf die Rennstrecke einmünden, Häuser u. s. w., die durch feste Einfriedigung oder Mauern nicht von der Fahrstraße isoliert sind, werden für die Zeit der Rennen durch Drahtgitter abgegrenzt. Dergleichen sind vor allen Toren und Türen Drahtgitter aufgestellt. Alle 100 m wird ein Posten stehen, jede Ortschaft wird über Ablösungsmaterial verfügen und alle Zufahrtsstraßen werden von morgens 4 Uhr ab gesperrt sein, ausgenommen eben die neutralisierten Städte und die direkten Zufahrtsstraßen nach der Saalburg.

Dermisches.

(Eine neue Art zu trinken.) In der Zimmerstraße in Berlin ist eine spanische, sehr gemütlich eingerichtete Weinstube eröffnet, in der man die Feuerweine aus dem Lande der Kastanien in unverfälschter Güte trinken kann. Zum ersten Male sieht man da eine ganz neue Art des Trinkens. Die Familienmitglieder des Inhabers, alles raffenechte Spanier, trinken den Wein aus der Karaffe, in Spanien Borrón genannt, ohne diese an den Mund zu setzen. Die Karaffe hat eine spitze Kälte, deren Öffnung etwa von der Stärke eines Strohhalmloches ist. Aus dieser gießt man den Wein in den Mund, sie von diesem immer weiter, bis auf Armeslänge entfernend. Das soll so Landesbrauch in Spanien sein und es wird mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt, daß auch nicht ein Tropfen verloren geht, trotzdem der Mund nur wenig geöffnet wird. In Leipzig hat der Besitzer ebenfalls eine Weinstube, in der zahlreiche Studenten verkehren. Diesen hat diese seltsame Kunst so imponiert, daß sie es darin selbst durch andauernde Übung schon zu einem hohen Grade von Fertigkeit gebracht haben sollen.

Ein nächtliches Rätsel.

Nach dem Verichte eines Polizeikommissärs erzählt von G. Schäfer-Perastri.

4) (Nachdruck verboten.)
Trotz zweitägiger regster Nachforschung fand die Kriminal-Polizei nichts, was auf eine sichere Spur des Täters hinweisen konnte.

Seltam schweigsam verhielt sich Dr. Neumann, welcher alle Kunst anwendete, seine Patientin zu retten. Leider schienen diese Anstrengungen nicht von wünschenswertem Erfolge gekrönt zu sein und am Abend des zweiten Tages teilte der Arzt dem Rittmeister mit, daß ihm so gut wie keine Hoffnung blieb, Maria von Wenden der Gesundheit zuzuführen.

Ohne Bewegung, die Blicke starr auf den Arzt gerichtet, blickte ihn Wenden an. Das hatte er nicht erwartet. Sein ganzes Herz hing mit der letzten Faser an der jungen, seit wenigen Tagen erst ihm angetrauten Frau.

„Keine Rettung? Wirklich keine Rettung?“ stammelte er.

Dr. Neumann schüttelte das Haupt.
„Wenn die Kranke am Leben bleibt — so verfallt sie unrettbar dem Wahnsinn.“

Ein dumpfer Schrei antwortete ihm. Es war wie das Nöcheln eines zu Tod Getroffenen.

Von diesem fürchterlichen Ausbruche des Schmerzes betroffen, wollte der Arzt einige tröstende Worte beifügen, doch winkte Wenden hastig ab.

„Genug, genug — ich danke Ihnen, Herr Doktor!“
Ebenso schweigend wie sonst entfernte sich Dr. Neumann.

Allein mit sich, brach der starke und sonst so ungebeugte Mann auf einem Stuhle zusammen.

Der Abend war herabgesunken, ein ebenso unfreundlicher wie jener, da die Bluttat sich ereignete. Die Lippen fest aufeinander gepreßt, schaute der Rittmeister vor sich auf den Teppich nieder. Draußen fuhr der scharfe Nachwind gegen die Scheiben und machte das Glas erklimren.

Wenden mochte etwa eine Viertelstunde in diesem unheimlichen Schweigen verharrt haben, dann schien er einen Entschluß zu fassen. Er stand rasch auf, reichte die Gestalt empor und begab sich in sein Zimmer.

Nach weiteren zehn Minuten verließ er das Haus.

Nicht wenig erstaunt war der Kommissär diese Nacht, als ihm abermals der Rittmeister von Wenden gemeldet wurde. Da es sich voraussichtlich um die Angelegenheit des mysteriösen Mordes handelte, so empfing der Beamte sofort den alten Herrn.

Das ganze Benehmen desselben trug nunmehr eine eifige Kälte an sich.

„Sie suchen noch immer vergeblich nach dem Mörder des Bedienten Franz Hollbach?“ sagte er, und als der Beamte diese Frage bejahen mußte, fuhr Wenden fort: „Ich kann Ihnen diese Aufgabe bedeutend erleichtern. Ich selbst habe Hollbach erschossen!“

Einen Moment herrschte dumpfes Schweigen.

Der Beamte zögerte noch, diese Mitteilung für Ernst zu nehmen. Doch ein Blick nach dem Anlitze des Rittmeisters belehrte ihn eines anderen. Dieser Mann mußte die Wahrheit sprechen.

Erst nach geraumer Weile vermochte der Beamte den sich selbst Anklagenden aufzufordern, den entscheidlichen Vorgang zu berichten.

„Lassen Sie mich etwas zurückgreifen, Herr Kommissär,“ antwortete Wenden mit schleppender Stimme. „Vor einem halben Jahr machte ich in St. die Bekanntschaft eines ehemaligen Regierungsassessors und dessen reizender Tochter, meiner nunmehrigen Frau. Der Mann mußte vor Jahren bereits den Abschied vom Dienste des Staates nehmen wegen irgend eines Vorfalles. Seitdem versuchte die Familie nur mit größter Not das Ansehen nach außen hin zu erhalten. Seit einigen Jahren ist der Regierungsbeamte Witwer. Man sagt oft, daß eine neuerwachte, alte Liebe die gefährlichste von allen wäre, und dem mußte ich Recht geben. Mein altes Herz hing sich an die aufblühende Maria und der Kopf sprach nicht mehr mit. Alles setzte ich daran, um zu meinem Ziele zu gelangen. Das junge Mädchen liebte mich nicht, ich sagte es mir wohl hundertmal vergebens. Ich mußte durch treueste Zuneigung ihr Herz doch noch bezwingen. Der Vater befand sich in drückenden, finanziellen Verhältnissen und mein Vermögen ist bedeutend. Danach wäre vielleicht mein Verben an der Abneigung Marias doch noch gescheitert, wenn nicht ein Zwischenfall dazu gekommen wäre, der den Vater ganz in



Originaler als die ewigen Fahnenweihen, Stiftungsfeste und Gesangsweihreite (bei welcher letzteren es auch immer Streit gibt) wollen die Feste unserer Tage schon sein; las man doch dieser Tage z. B., daß man in Schwellingen jetzt „Spargelfeste“ zu feiern gedenkt. Vielleicht wird diese sinnige Idee auch in anderen Gegenden Anklang finden, denn so gut man in Schwellingen ein „Spargelfest“ feiert, kann man in Polen ein „Dickwurzfest“ oder „Weißbrotfest“ veranstalten. Gotha könnte ein „Leberwurstfest“ und Mainz ein „Handläsifest“ arrangieren. Na, das wird ja neckige Feiern geben. Doch weil wir gerade von Festen reden, sei heute auf eines hingewiesen, das uns in dieser Woche bevorsteht; das „Gordon-Bennet-Rennen“ in den Wäldern des Taunus. Warum dieses eigentlich abgehalten wird, warum die Regierung es nicht verbietet, ist rätselhaft. Auch wer davon Nutzen hat, ist uns unerklärlich. Die Automobilindustrie doch kaum; für die könnte man die Ausgaben, welche das Rennen erfordert, doch sicher besser anwenden. Ein Bekannter von uns äußerte kürzlich, daß er sich ganz kolossal darauf freue. Er ist nämlich Anhänger der Zerstückungstheorie, die das Glück des Einzelnen bekanntlich nur in der Tötung vieler Menschen erblickt. Uebri gens seien einige Verhaltensmaßregeln hier zum Besten gegeben. 1) Da man nie weiß, wo ein Automobil hinläuft, ist es nicht nur in den Orten, die an der Rennstrecke liegen, sondern auch 5 Stunden im Umkreis derselben, in allen Dörfern strengstens verboten, in der Zeit vom 15. bis 25. Juni die Straße zu betreten. — 2) Am Eingang und Ausgang von jedem dieser Orte ist eine Empfangstribüne zu bauen, die außen gepolstert sein muß. — 3) Bei Ankunft eines Fahrers ist von dem Empfangskomite sofort dessen Nationalhymne anzustimmen. Weiß man nicht, welcher Nationalität der Fahrer ist, so sind die Nationalhymnen aller europäischen Länder, sowie die Amerikas zu singen. — 4) Das Empfangskomite ist zu bilden aus Mitgliedern des „Clubs der Lebendmüden“, sowie des „Vereins für Feuerbestattung.“ — 5) In jedem Dorfe ist ein Fundbureau für Beine, Arme, Köpfe und andere Gliedmaßen einzurichten. Die gefundenen Körperteile sind an jedem Abend an die Gliedmaßenzentralfundstelle einzusenden. — 6) Wer trotzdem die Straße betritt und von einem Automobil überfahren wird, hat außer einer Strafe wegen Gesetzesverletzung, auch noch eine Entschädigung an den Fahrer zu zahlen, für den ihm verursachten Zeitverlust. — Soweit die Vorschriften. Wie viel an ihnen übertrieben ist, darüber wollen wir erst sprechen, wenn sich die Gräber über den Opfern geschlossen haben. Jedenfalls können wir uns heute nicht begeistern für die eben im Umlauf sich befindenden Phrasen, vom „Sieg der deutschen Industrie“ oder von „dem Verkehrsmittel der Zukunft.“ Wir müssen uns über unsere heutigen Verkehrsmittel schon so viel ärgern, daß wir noch gar keine Sehnsucht nach diesem noch ärgerlicheren, übelduftenden „Verkehrsmittel der Zukunft“ haben.

Vom Hegau, 3. Juni. Neulich ging eine Nachricht durch die katholischen Blätter, wonach der Papst seine Geneigtheit habe erkennen lassen, den katholischen

meine Hand gab. Es handelte sich um eine bedeutende Geldsumme. Ich war egoistisch genug, dazu verliedt — an meine Hilfe die feste Bedingung zu knüpfen, daß Maria mein Weib würde. — Und so geschah es auch. Ich habe hier nur wenige Freunde oder Bekannte. Deshalb ordnete ich die Trauung in St. an und lehrte jodann hierher zurück. Ich stellte Maria meinem Bedienten vor, es ihr überlassend, andere Dienerschaft zu engagieren. Die beiden blickten sich kaum an. Die zwei Tage merkte ich nichts von einem Einverständnis. An jenem Abend, vor zwei Tagen, ging ich gegen neun Uhr in meinen Klub und lehrte nach Mitternacht zurück. Ich weiß nicht, weshalb mich den ganzen Abend über eine Unruhe gequält hatte, irgend ein Verdacht. Leister als sonst stieg ich die Treppen empor, geräuschlos betrat ich das Vorzimmer. Da schlugen erregte Stimmen an mein Ohr — ich lausche. Das ist meine junge Frau — und mein Bedienter antwortet. Die Worte, welche ich zu hören bekam, versetzten mich in wilde Raserei. Mein eigener Name wurde genannt und Hollbach lachte höhnisch auf.

„Gerreife diese unwürdigen Ehegesellen, Maria, fliehe mit mir!“ rief er. Dies und nichts Beringeres, beim ewigen Gott, hörte ich. Da verließ mich alle Fassung, ich riß eine meiner Pistolen vom Bretle und drängte mich dicht an die Portiäre. Durch die Spalte sah ich, daß er den Arm um mein Weib schlang — und da drückte ich ab. Ich zielte nicht einmal, es war wie ein Gericht Gottes, daß ich den Verräter ins Herz traf. Als er niederstürzte, riß ich die

Priestern das Bartragen zu gestatten. Nun lesen wir heute in den „Neuesten Nachrichten“ folgendes Geschichtchen: Der „N. B.“ brachte vor drei Wochen die Nachricht, daß Pfarrer Bollmar in Volkertshausen zum Dekan des Kapitels Hegau gewählt worden sei. Nun stellte sich aber ein unerwartetes Hindernis für den Herrn Bollmar ein, nämlich — sein Bart. Die Kurie gab dem Gewählten bekannt, daß seine Wahl nur genehmigt werden könne, wenn er seinen Bollbart opfere. Pfarrer Bollmar aber gab zur Antwort, daß er eher auf die Würde eines Dekans, als auf seinen Bart verzichten könne. Die Geistlichen müssen also nunmehr einen bartlosen Herren wählen. Soweit das Geschichtchen, wie wir es in den „Neuesten Nachrichten“ gefunden haben. Wenn es richtig wäre, so müßte man doch einige Bemerkungen daran knüpfen. Wenn ein Geistlicher aus Gesundheitsrücksichten einen Bart trägt und in diesem Bart als Pfarrer brav seine Pflicht tut und zu keiner Veranlassung Anlaß gibt, so sollte man doch glauben, daß er auch als Dekan „zu tolerieren“ sein werde. Die Geschichte wird also doch wohl anders zusammenhängen.

Freiburg i. Br., 8. Juni. Der Glückliche, der von der Frau Fortuna zum 2000. Studenten anerkannt wurde, ist, der „N. Bad. Landesztg.“ zufolge, der Student der Medizin Kurt Polenz aus Nossen in Sachsen. Ihm geht es hier gut. Er hat die schönste Wohnung inne, die sich ein Student denken kann: in Dattlers Weinkeipe auf dem Schloßberg; er wird von seinen Landkneuten (auch die ihn bisher nicht kannten) aufgesucht, die ihn wie einen Heiligen anstaunen; er erhält hier und dort Ehrungen mancherlei Art. — kurzum: Kurt Polenz hat es gut in Freiburg. Und wenn erst das geplante Studentenfest die akademische Jugend beisammen steht, dann werden ihm die Augen aufgehen! Also der 2000. Student steht im Mittelpunkt der Tagesgespräche. Und da hat der tüchtige Wirt vom Wiener Café, Herr Borchers, seinem Herzen einen Ruck gegeben, und den gemütlichen Sachsen gebeten, er möchte von ihm eine Ehrung annehmen, die ihm von ganzem Herzen komme. Polenz nahm die Ehrung an, und nun trinkt er täglich nach Tisch im Wiener Café seinen Mokka, er trinkt dazu ein Glas Chartreuse und raucht die feinste Havana dazu. Dieser Nachtisch ist ihm geschenkt bis zum Schluß des Sommersemesters. Kurt Polenz kann lachen!

Junge Möhren à la ménagère (französisches Rezept.) Die Möhren werden geschabt, in Scheibchen geschnitten und in eine Kasserole gelegt. Dann gießt man einige Glas Weißwein und einige Tassen aufgelösten Liebigs Fleischextrakt hinzu, fügt Salz, Pfeffer, Muskat, Zwiebel und die üblichen Küchenkräuter bei und läßt die Möhren gar kochen. Aus der eingekochten Brühe nimmt man später Kräuter und Zwiebel heraus und bindet die erstere mit Mehl und einem tüchtigen Stück Butter zu einer förmigen Saure, die man von neuem über die Möhren gießt.

Wer noch keine Elefantenwürstchen gegessen hat, der weiß nicht, daß sie die Krone aller Würste sind. Im Genter Zoologischen Garten mußte ein bössartiger Elefant getötet werden. Ein Metzger kaufte das Fleisch und fabrizierte 38 Zentner „Frank-

Portieren auseinander. Aber der beinahe schon wahnwitzige Blick meines Weibes, ihre mir entgegen gestreckten Hände jagten mich wie Furien davon. Ich floh. Und da, vielleicht zum ersten mal im Leben, verließ mich mein klarer Verstand. Ich bildete mir ein, den Mord geheim halten zu können. Statt mich sofort offen anzuklagen, setzte ich eine unwürdige Komödie ins Werk. Mehr Minuten später betrat ich zum zweiten mal mein Haus, als läme ich jetzt erst. Ich sah die Leiche und meine ohnmächtige Frau. Als Maria auf einen Augenblick zu sich kam, stieß sie mich von sich und ich holte einen Arzt. Noch immer hoffte ich, daß mein eigenes Weib nicht später zu meiner Anklägerin werden würde. Ich war, wie gesagt, nicht mehr bei voller Vernunft, ionst wäre mir kein solcher Gedanke gekommen. Nur eines stand fest bei mir. Maria sollte mein Eigen bleiben. Zwei Tage liegt sie schon zwischen Leben und Tod. Da endlich, diesen Abend gab mir Dr. Neumann Gewißheit. Sie stirbt oder wird wahnwitzig. Für immer verloren also, was mich am Leben hielt, was mein Blut in fieberhafte Wallungen versetzte. Und nun kam langsam die Erkenntnis dessen, was ich getan, über mich, entsetzliche Klarheit trat in mein Denken. Deshalb tat ich, was ich tun mußte. Nehmen Sie mich in Haft, ich wünsche nichts anderes, ich verlange es, weil ich nicht mehr in mein Haus möchte, in dem Blut floß, Blut von meiner Hand.“

Der Rittmeister schwieg und erschütterte ob diesem Bekenntnis blickte ihn der Beamte an.

„Die Erfüllung meiner strengen Pflicht wird

weiter Würstchen“ aus ihm. Diese waren so überaus delikät, daß alle 38 Zentner im Handumdrehen verkauft waren. Das 40 Pfund schwere Elefantenfleisch wurde scheibenweise verkauft. Auch dieses Fleisch wurde als Delikatesse anerkannt.

(Das verfluchte Latein.) Der Streit der Aerzte mit den Krankenkassen hat eine sonderbare Erscheinung gezeitigt. Bekanntlich las man zeitweilig in den Tagesblättern Anzeigen, die die Aerzte warnten, in gewisse Orte zu ziehen und dort angebotene Kassenarztsstellen anzunehmen. Diese Anzeigen wurden regelmäßig zur Erregung der Aufmerksamkeit mit einer besonderen lateinischen Formel Cavete, d. h. Hüte Euch! und dahinter der Ortsname eingeleitet. Jetzt liest man in einem Anzeigenblatte: „Gutgehen. Bäckerei teilungshalber zu verkaufen. Neu eingerichtet. Eiseler Kornbrot. Knotenpunkt Eifel-Mos. 3200 Einwohner. Zentrallage.“ Und oben darüber drängt „einladend“ in fetter Schrift: Cavete Ehrang. Das verfluchte Latein! Es pugt ja ungemein, daß muß jeder zugeben, aber in diesem Falle wäre es doch besser gewesen, wenn die Annonce weniger gelehrt, aber dafür zweckentsprechender gewesen wäre.

(Unfreiwillige Komik.) Auf dem ersten kriminellistischen Kongress in Stuttgart, der die Reform des Strafrechts durchberiet, kam auch der Humor zu seinem Recht. Juristen sind gewohnt, immer Recht zu haben. Wie sehr sie sich in ihre Rollen hinein gewöhnt haben, bewies ein reichsständischer Staatsanwalt, der im Eifer des Gefechts nach der Einleitung seiner Rede die Erwiderung gegen seinen Vorredner, der übrigens kein Rechtsanwalt war, mit der ihm offenbar sehr geläufigen Worten begann: „Der Herr Verteidiger hat soeben ...“ Die stürmische Heiterkeit der Versammlung, die auch nicht sogleich wieder aufhörte, machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich nicht im Gerichtssaal befand. Er besaß Humor genug, in die allgemeine Fröhlichkeit mit einzustimmen und dann in seiner Rede fortzufahren. Aus diesem Anlaß erzählte ein württembergischer Kollege des Redners den neben ihm sitzenden Hören ein artiges Anekdotchen ähnlichen Inhalts. Darin war es ebenfalls ein Staatsanwalt, der als Offizier der Reserve oder Landwehr eine Ansprache bei einer patriotischen Feste mit den Worten einleitete: „Mein Herren Geschworenen!“ — Wenig beneidet schien es freilich zu werden, daß ein Redner, der in seiner Ausführungen über die stärkere Beteiligung des Belegten am Vorverfahren davon sprach, daß der Belegte besonders in Fällen von Körperverletzung, Unterschlag u. dergl. stärker am Verfahren zu beteiligen sei. Auf eine so gründliche Reform des Vorverfahrens daß daran der Totgeschlagene beteiligt werden kann wird man aber doch wohl in absehbarer Zeit kaum rechnen dürfen.

Rätsel.

Das Rätselwort fünf Laute hat.
Es nennt in Preußen eine Stadt.
Gebt noch zwei Laute diesem Wort,
So ist es wiederum ein Ort,
Der allbekannt. Es findet euch
Nun eine Stadt in Osterreich.

mir schwer,“ sagte er, „aber ich darf nur ihr allein folgen. Herr von Wenden, ich erkläre Sie für verhaftet.“ — (Schluß folgt.)

(Ueber bürokratische Unhöflichkeit) findet sich eine hübsche Bemerkung in den Tagebuchblättern Boffes, die gegenwärtig in den „Grenzboten“ veröffentlicht werden. Boffe erzählt vom Geheimrat Insel folgendes Geschichtchen: Eines Tages kam der vortragende Rat beim Staatsministerium, Geheimrat Jitelmann, mit dem ablehnenden Bescheid auf irgend eine Eingabe zu Bismarck. Nachdem der Fürst den Bescheid gelesen hatte, sagte er zu Jitelmann: „Wie können Sie eine Ablehnung so unhöflich fassen? Sie müssen bei der Abfassung von Bescheiden immer an Franz I. und Karl V. denken. Kennen Sie den Vorgang?“ Jitelmann: Nein, Durchlaucht.“ Bismarck: „Wenn Franz I. ein Besuch ablehnte, so geschah dies in so bezaubernd gütiger und liebenswürdiger Form, daß jeder, der einen ablehnenden Bescheid erhielt, entzückt und glücklich darüber war. Karl V. dagegen sagte sein Gnadenbezeugungen und die Gewährung von Gesuchen in so bodleberne, steife, verkaufte Formen, daß jeder, dem er seine Günstigkeit gewährte, sich darüber ärgerte. Daran müssen Sie denken, wenn Sie Bescheide entwerfen.“ „Das kann sich,“ fügt Boffe hinzu, „die ganze preussische Bürokratie merken. An bodleberner Steifheit und an formloser Grobheit leisten die Bescheide der Behörden oft geradezu Unglaubliches.“